

(Nachdruck verboten.)

43) Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Rechjudow ging mit Tagesanbruch aus dem Hause, wählte sich unweit vom Gefängnis unter den ersten besten sehr bescheidenen und schmutzigen möblierten Zimmern eine aus zwei Stuben bestehende Wohnung, traf die entsprechenden Anordnungen, daß die von ihm aus dem Hause fortgenommenen Sachen hierher geschafft würden, und ging zum Advokaten.

Im Freien war es kalt. Nach dem Donner und Regen war die Kälte eingetreten, die gewöhnlich im Frühjahr zu erscheinen pflegt. Es war so kalt und dabei wehte ein so durchdringender Wind, daß Rechjudow im leichten Paletot zitterte und seine Schritte beschleunigte, um sich zu erwärmen.

Vor seiner Erinnerung standen die Dorfbewohner: die Weiber, Kinder, Greise, deren Armut und Erschöpfung er jetzt gewissermaßen zum erstenmal gesehen hatte, namentlich aber das greisenhafte Kind, das seine wadenlosen Beinchen krümmte — und er verglich mit ihnen unwillkürlich, was in der Stadt war. Beim Vorübergehen an den Fleischerläden, Fischbuden und Magazinen mit fertigen Kleidern war er betroffen — als wenn er das zum erstenmal sähe — über die Wohlgenährtheit dieser riesigen Menge sanfterer und fetter Krämer, von denen nicht ein einziger auf dem Lande zu finden war. Diese Leute waren offenbar überzeugt, daß die Mühe, welche sie darauf verwandten, das Publikum, das nichts davon verstand, mit ihrer Ware zu betrügen, keine müßige, sondern eine sehr nützliche Beschäftigung sei. Ebenso wohlgenährt waren die Kutscher mit breiten Schultern und mit Knöpfen auf dem Rücken; die Portiers mit treibenbesetzten Mützen; die Dienstmädchen mit Schürzen und Hauben, und besonders die Schnellfahrer mit geschorenem Nacken, die sich in ihren Kennroschen räkelten und die Passanten verächtlich und frech musterten. In all diesen Leuten sah er jetzt unwillkürlich dieselben Dorfbewohner, die ihr Land eingebüßt hatten und durch diese Einbuße in die Stadt getrieben waren. Die einen von ihnen hatten das städtische Leben zu benutzen verstanden, waren genau so wie Herren geworden und freuten sich über ihre Lage; andre aber waren in der Stadt in noch schlechtere Verhältnisse geraten als auf dem Lande und lebten noch jämmerlicher. Als solch jämmerliche Menschen erschienen Rechjudow die Schuster, die er in einem Kellerfenster arbeiten sah; ebenso die mageren, blassen, zerzausten Wäscherinnen, die mit mageren, bloßen Armen vor offenen Fenstern plätteten, aus denen Seifendampf aufstieg, und ebenfalls zwei Rechjudow begegnende Färber in Schürzen und schlechten Schuhen an den bloßen Füßen, dazu von Kopf bis zu den Füßen mit Farbe beschmiert; mit ihren bis über die Ellbogen aufgefrempten, verbrannten, geäderten, schwachen Armen trugen sie einen Eimer voll Farbe und schimpften sich unaufhörlich. Ihr Gesichtsausdruck war der der Erschöpfung und Verbissenheit. Eben solches Aussehen hatten die eingestäubten, schwarzen Lastwagenkutscher, die auf ihrem Fuhrwerk hin und her flogen. Eben solches Aussehen hatten die zerlumpten, aufgedunsenen Mannsleute und Weiber mit Kindern, die an den Straßenecken standen und um Almosen baten. Eben solche Gesichter waren in den offenen Fenstern der Wirtschaften zu sehen, an denen Rechjudow vorbeikam. Hinter schmutzigen Flaschen und dem Speegeßirr auf kleinen Tischen, zwischen welchen Kellner im weißen Anzug hin und her balancierten, saßen schwitzende, gerötete Menschen mit verdummten Gesichtern und schrien und saugen. Einer, mit hochgezogenen Brauen und vorgestreckten Lippen, sah am Fenster und schaute vor sich hin, als bemühte er sich, an etwas zurückzudenken.

Und warum sind sie alle hier zusammengekommen? dachte Rechjudow und atmete unwillkürlich mit dem Staube, den der kalte Wind ihm zuführte, den überall verbreiteten ranzigen Delgeruch frischer Farbe ein.

In einer der Straßen holte er einen Zug von Lastwagen ein, die Eisenwaren geladen hatten und mit ihrem Eisen auf dem niebenen Pflaster so fürchterlich lärmten, daß ihm die Ohren und der Kopf weh thaten. Er beschleunigte seine Schritte, um den Wagenzug zu überholen, als er plötzlich

durch den Lärm des Eisens hindurch seinen Namen hörte. Er blieb stehen und sah kurz vor sich eine Militärperson mit spitzen zulaufenden zusammengelebten Schnurrbartspitzen und glänzendem strahlendem Gesicht. Diese Person winkte ihm aus der Kennrosche eines Schnellfahrers Grüße zu und entblökte beim Nagen ungewöhnlich weiße Zähne.

„Rechjudow! Bist Du's wirklich?“

Das erste Gefühl Rechjudows war ein angenehmes.

„Ah! Schönbock,“ sagte er erfreut, begriff dann aber sofort, daß er zur Freude gar keinen Grund hätte.

Das war derselbe Schönbock, der damals bei den Tanten eingelehrt war. Rechjudow hatte ihn längst aus den Augen verloren, aber gehört, daß er trotz seiner Schulden nach Austritt aus dem Regiment und Verabschiedung von der Kavallerie dennoch durch irgendwelche Mittel seine Stellung in den Kreisen reicher Leute behauptete. Sein zufriedenes, fröhliches Aussehen bestätigte das.

„Sieh, das ist schön, daß ich Dich erwischt habe. Sonst ist niemand in der Stadt. Na, Freund, Du bist aber gealtert,“ sagte er, aus der Kennrosche aussteigend, und schob die Schultern zurecht. „Ich habe Dich schon am Gang erkannt. Wie ist's, essen wir zusammen zu Mittag? Wo kann man denn hier bei Euch ordentlich futtern?“

„Ich weiß nicht, ob ich kann,“ antwortete Rechjudow und dachte nur daran, wie er sich von dem Kameraden trennen könnte, ohne ihn zu beleidigen. „Weshalb bist Du hier?“ fragte er.

„Geschäfte, Freund. Vormundschaften. Bin doch Vormund. Leite den Kram Sjamanows. Kennst den Krösus. Er ist „ramolli“. Hat aber vierundfünfzigtausend Morgen Land!“ sagte er mit einer Art besonderen Stolzes, als wenn er selbst all diese Morgen erworben hätte. „Der Konzern war schrecklich verwahrloßt. Alles Land in Händen der Bauern. Sie bezahlten nichts; die Rückstände betrugen über achtzigtausend Rubel. Ich habe in einem Jahr alles geändert und dem Mündel siebzig Prozent mehr verschafft; ah?“ fragte er stolz.

Rechjudow erinnerte sich, gehört zu haben, wie dieser Schönbock, gerade deswegen, weil er sein ganzes Vermögen durchgebracht und unbezahlbare Schulden gemacht hatte, infolge besonderer Protektion zum Vormund über das Vermögen eines alten Krösus ernannt war, der sein Hab und Gut verschleuderte und jetzt augenscheinlich unter dieser Vormundschaft lebte.

„Wie kann man sich von ihm trennen, ohne ihn zu kränken?“ dachte Rechjudow und schaute auf sein glänzendes, vollblütiges Gesicht mit pomadisiertem Schnurrbart. Er hörte sein gutmütiges, kameradschaftliches Geschwätz, wo man gut essen könnte, und wie er die Angelegenheiten seines Mündels geregelt hätte.

„Nun also, werden wir zusammen speisen?“

„Ich habe keine Zeit,“ sagte Rechjudow und schaute nach der Uhr.

„Sieh einer an. Heute nachmittag ist Bettreuen. Wirst Du da sein?“

„Nein.“

„Komm' doch. Eigene Pferde habe ich nicht mehr, aber ich setze auf Grischas. Weißt Du? Er hat einen schönen Rennstall. Also komm' hin, dann wollen wir zu Abend essen.“

„Auch zu Abend essen kann ich nicht,“ sagte Rechjudow lächelnd.

„Nun, was heißt denn das? Wohin willst Du jetzt? Wenn Du willst, bringe ich Dich hin.“

„Ich will zum Advokaten. Er wohnt hier um die Ecke,“ sagte Rechjudow.

„Ah ja. Du hast ja wohl im Gefängnis zu thun? Bist ein Fürsprecher der Gefangenen geworden? Korischagins haben mir davon erzählt,“ meinte Schönbock lachend. „Sie sind schon abgereist. Was ist denn das? Erzähle.“

„Ja, ja, das ist alles Wahrheit,“ antwortete Rechjudow; „was soll ich auf der Straße erzählen?“

„Na ja, Du warst immer ein Sonderling. Also kommst Du zum Rennen?“

„Nein doch, ich kann nicht und will nicht. Sei mir, bitte nicht böse.“

„Höse sein! Was denkst Du eigentlich!“ fragte er und sein Gesicht wurde plötzlich ernst; die Augen blieben stehen, die Brauen hoben sich. Er wollte sich augenscheinlich auf etwas besinnen; Rechljudow nahm an ihm genau denselben stumpfen Ausdruck wahr, wie an dem Menschen mit hochgeschobenen Augenbrauen und aufgesperrten Lippen, der ihn im Fenster des Wirtshauses in Erstaunen versetzt hatte.

„Diese Kälte, ah?“

„Ja, ja.“

„Gast Du die gekauften Sachen?“ wandte er sich an seinen Kutscher. „Also, leb' wohl; freut mich außerordentlich, Dich getroffen zu haben,“ sagte Schönbock; dann drückte er Rechljudow kräftig die Hand, sprang in die Kessendrosche, winkte vor dem glänzenden Gesicht mit der breiten Hand im neuen, weißen, sämischledernen Handschuh und lächelte gewohnheitsmäßig mit seinen unnatürlich weißen Zähnen.

„Bin ich wirklich auch so gewesen?“ dachte Rechljudow, indem er seinen Weg zum Advokaten fortsetzte. „Wenn auch nicht ganz so, so wollte ich doch ebenso sein und dachte, ich würde mein Leben so hinbringen.“

Erstes Kapitel.

Der Advokat ließ Rechljudow außer der Reihe vor und begann sofort von dem Prozeß Menschows zu sprechen, den er durchgelesen hatte. Er war entrüstet über die schwache Begründung der Anklage.

„Dieser Prozeß ist einfach empörend“, sagte er. „Höchst wahrscheinlich hat der Eigentümer selbst den Brand angelegt, um die Versicherungssumme zu erhalten. Es kommt aber darauf an, daß die Schuld Menschows durchaus nicht erwiesen ist. Nicht der geringste Evidenzbeweis. Einzig der Uebereifer des Untersuchungsrichters und Nachlässigkeit des Staatsanwalts. Wenn der Prozeß nicht vor dem Bezirk, sondern hier verhandelt würde, möchte ich wetten, ihn zu gewinnen und nähme kein Honorar. Also mein Herr, die andre Geschichte — die Bittschrift an den allerhöchsten Namen für Fedosia Viriutowa — ist geschrieben; wenn Sie nach Petersburg fahren, nehmen Sie sie mit, überreichen sie selbst und legen Fürsprache ein. Sonst erfolgt von seiten des Gerichts eine schriftliche Anfrage und es kommt nichts dabei heraus. Bemühen Sie sich aber, an Personen heran zu gelangen, die Einfluß auf die Kommission für Bittgesuche haben. Nun, ist das jetzt alles?“

„Nein, man schreibt mir da noch . . .“

„Ich sehe, Sie sind zum Trichter und Rohr geworden, aus denen alle Beschwerden des Gefängnisses ausfließen,“ sagte lächelnd der Advokat. „Es ist schon zu viel, Sie bewältigen es nicht.“

„Nein, aber dieser Handel ist doch niederschmetternd,“ sagte Rechljudow und erzählte in Kürze das Wesen der Sache.

Es bestand darin, daß ein Bauer mit seinen Bauern im Dorf das Evangelium zu lesen und mit Freunden darüber zu diskutieren begonnen hatte. Die Geistlichkeit erblickte darin ein Verbrechen und verständigte die Behörde. Der Untersuchungsrichter verhörte ihn, der Staatsanwalt setzte eine Anklageakte auf und der Gerichtshof verurteilte ihn.

„Das ist wirklich zu schrecklich“, sagte Rechljudow. „Kann das wahr sein?“

„Was wundert Sie denn dabei?“

„Einfach alles; ich verstehe wohl den Unteroffizier, der den Befehl erhalten hatte, aber der Staatsanwalt, der die Verhandlung aufgesetzt hat, ist doch ein gebildeter Mann . . .“

„Darin liegt gerade der Fehler, daß wir gewohnt sind, Staatsanwalt und Richter überhaupt für moderne liberale Menschen zu halten. Sie waren einmal so, aber jetzt ist das ganz anders geworden. Es sind eben — Beamte, die sich nur um den Letzten jedes Monats Sorge machen. Sie bekommen Gehalt, haben mehr nötig, als sie bekommen, und darauf beruhen ihre Principien. Sie klagen an, wen man will, halten über jeden Gericht und verurteilen ihn . . .“

„Ja, aber giebt es denn wirklich Gesetze, nach denen man jemand zur Verbannung nach Sibirien verurteilen kann, nur weil er mit seinen Freunden die heilige Schrift gelesen hat?“

„Er wird nicht nur in die weniger entfernten Gegenden Sibiriens verbannt, sondern sogar zu Zwangsarbeit verurteilt, wenn man ihn nachweisen kann, daß er sich beim Lesen der Bibel erlaubt hat, sie nicht in der vorgeschriebenen Weise auszulegen und somit die von der Kirche gegebene Auslegung zu verwerfen. Tadel der rechtgläubigen Kirche in

Gegenwart der Gemeinde bedeutet nach Paragraph so und so Zwangsarbeit.“

„Das ist unmöglich!“

„Ich versichere Sie. Ich sage immer zu den Herren vom Gericht,“ fuhr der Advokat fort: „ich könnte sie nicht ohne Dankbarkeit ansehen, weil, wenn ich nicht im Gefängnis säße, und Sie ebenfalls nicht, und wir alle nicht, — das nur dank ihrer Güte geschieht. Denn jedem von uns seine Sonderrechte abknüpfen und ihn an einen nicht so sehr entfernten Ort zu bringen, ist das allerleichteste Ding von der Welt.“

„Wenn aber alles von der Willkür des Staatsanwalts und der Personen abhängt, die das Gesetz anwenden können und nicht anwenden, wozu ist dann ein Gericht da?“

Der Advokat brach in ein fröhliches Gelächter aus.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Blumen.

Die Mode erstreckt sich auch auf das Reich der Blumen: eine Blume wird, so lange sie modern ist, teuer bezahlt, ist gesucht und bewundert und darf in keinem Garten, keinem Salon, keinem Bouquet fehlen.

Einst waren die Tulpen in der Mode, dann kamen die Hyacinthen an die Reihe, dann die Nelken, die Pelargonien, die Azaleen, die Begonien, die Orchideen, die Blattpflanzen, die bunten Teppichbeete.

Jetzt die Blume aber aus der Mode gekommen, so geht es ihr wie unmodern gewordenen Kleidern: sie wird um ein billiges fortgegeben und verschönt die Vorgärten oder führt in einem Scherben hinter dem Fenster eines bescheidenen Blumenfreundes ein bescheidenes Dasein. Ja, man kann in der That von altmodisch gewordenen Blumen reden. „Lavendel, Myrte und Thymian, das wächst in meinem Garten,“ so fangen einst unsere Großmütter, und draußen in ihrem Garten blühte und duftete Gartenthymian und Lavendel — heute veraltete Blumen, denn in keinem modern angelegten Garten werden wir sie finden, höchstens zieht sie der Gärtner noch zum Verkauf. Unsere Ahnmütter dienten dieselben nebenbei als Gewürz und Parfüm. Auch Melisse, Krause- und Pfefferminze, nebst dem stark riechenden Salbei, einst mit seinen silbernen schillernden Blättern eine Zierde von Großmütter's Gärten, sind veraltet.

Daselbe gilt von der Centifolie, der Stammutter all unsrer Rosen. An Schönheit ist sie von vielen Abarten Rosen überholt worden, an Duft hat sie noch keine erreicht.

In Großmütter's Garten prangte ferner die feine, duftlose Balsamine, der Rittersporn, die anspruchsvolle Jungfer im Grünen, das gelbe und rote Löwenmaul, Fuchsichwanz, Liebtsüdel, brennende Liebe, die blaßblaue Nachviole, die Gartenmalve usw. Sie alle sieht man heutigen Tags höchstens noch einen Vorgärten verschönern. Und doch mület manchen ein solcher mit seinen altmodischen Blumen mehr an, als ein modernes Teppichbeet, ein englischer Garten mit seinen Palmen usw.

Das Rosmarin dagegen, im Volksmund Rosmarlein genannt, das unsere Großmütter mit Vorliebe pflanzten, ist altmodisch geworden, und doch war gerade dies immergrüne Pflänzchen unsern Vorfahren heilig, „bei Freud und Leid, zur Hochzeit, selbst zum Grabe gab ein Zweiglein Rosmarin ihnen das Geleite.“

Unmodern ist ferner das kleine, edle Geranium, das die Fensterbank Großmütter's zierte. Seine Blüten waren allerdings unscheinbar in Form und Farbe, seine Blätter aber hatten einen angenehmen, süßen Duft. Alle heute modernen, großblumigen Geranien sind veredelte Nachkommen dieser kleinen, weniger schönen Pflanze.

Noch gar viele, viele Blumen gab es in Großmütter's Garten und auf ihrer Fensterbank, die wir heute nicht mehr finden, oft nicht einmal mehr kennen, und doch waren sie einst hochmodern und sogenannte Lieblingsblumen. Fast alle unsere Blumen sind nicht ursprünglich unserm Lande angehörig, sondern zum größten Teil aus andern, meist südlicheren Gegenden zu uns gekommen, denn keine der Blumen, welche uns jetzt erfreuen, war in dem mit Sümpfen und dichten Wäldern bedeckten Deutschland zu finden. Sie sind durch die Naturverhältnisse zu uns gekommen. Wind und Wellen haben sie hergeführt, und andere hat der Mensch auf seiner Wanderung durch die verschiedenen Weltteile mit sich geführt und aus Nützlickeits- oder Schönheitsrückichten angepflanzt.

Der Goldlack, das Gelbbeigelein der Dichter, wurde erst Ende des 17. Jahrhunderts in Deutschland verbreitet und zwar durch einen Augsburger, der die ersten Goldlackblumen in den Handel brachte. Die Tulpe kam um das Jahr 1662 durch Anger Bousbed in den Handel und zwar von Taurien.

Fast um dieselbe Zeit gelangte auch die Hyacinthe aus der Gegend von Bagdad über Konstantinopel zu uns, und die Kaiserkrone blühte zum erstenmal 1576 in Wien und kam aus Persien und hundert Jahre später wurde der Jasmin von Portugiesen aus Goa nach Europa gebracht.

„Der Flieder gehört,“ sagt Max Hesse, unser bekannter Hortologe, „unter allen Umständen zu unsrer ältesten Kulturpflanzen,

und weder vom sogenannten persischen, noch vom chinesischen Flieder laun der Beweis geführt werden, daß er in jenen Ländern ursprünglich heimisch war, nach denen er benannt ist.“ Busberg, der bekannte Staatsmann Kaiser Ferdinands I., soll einen Ableger des Strauches von Konstantinopel mitgebracht haben. Gegenstand einer hortologischen Kultur wurde er erst Ende des 16. Jahrhunderts, und wenn heute unsre Großkern wiederkommen könnten, würden sie staunen, was aus der kleinen, schlichten Fliederdolde mit ihrem oft so düsternen Farbenton für eine volle, große, schöne Blume mit prächtigen Farbtönen und balsamischem Duft geworden ist.

Das Vaterland der Camellie ist China und Japan; dieselbe wurde von dort im Jahre 1639 zuerst nach England gebracht. Sie führt ihren Namen nach dem Jesuitenpater F. J. Camellius, der im 17. Jahrhundert das östliche Asien bereiste, ein großer Pflanzenkennner war und die Blume von dort mitbrachte.

Die Hortensie kam 1788 zu uns. Sie stammt aus China und wurde von dort nach England gebracht, von wo sie sich schnell über ganz Europa verbreitete. Sie wurde 1767 von Commerçon entdeckt und nach seiner Braut, Hortense Barré, genannt. Nach andren Nachrichten führt sie den Namen nach der Gattin des bekannten Uhrmachers Lepante in Paris, auch nach der Stieftochter Napoleons, Hortense.

Unser allgemein beliebtes Maßliebchen wurde zu Beginn des Mittelalters von einem französischen Vater nach Frankreich gebracht und kam von dort zu uns.

Die Georgine brachte 1790 der Botaniker Cavanilles, ein spanischer Mönch, von Mexiko nach Europa, und sie blühte 1791 hier zum erstenmal. Einem schwedischen Botaniker, Dr. Dahl, zu Ehren wurde sie Dahlia genannt, ein Name, den sie heute noch, namentlich in Frankreich führt. Da dieser Namen indes schon eine andre Blume trug, nannte man sie einem russischen Professor (Georgi) zu Ehren Georgine.

Jenseits des Ozeans, in Mexiko und Peru, ist auch die Heimat der Sonnenblume. 1569 kam sie von dort herüber und wurde ihrer Heimat zu Ehren anfangs indische Sonne genannt.

Die Trauerweide brachte der englische Dichter Pope mit. Ein Reis davon führte er von Smyrna in die Heimat, und von diesem sollen sämtliche europäische Exemplare abstammen.

Die große Kapuzinerkresse stammt aus Peru, ist aber seit 200 Jahren in Europa heimisch, die kleine stammt ebenfalls aus Peru und war 100 Jahre früher bekannt.

Die Fuchsie kommt aus Südamerika und ist benannt nach einem der ersten Väter der Botanik, Bernhard Fuchs, geboren 1501, gestorben 1565. Derselbe, ein einfacher Schulmeister in Schwaben, erwarb sich später als Arzt und Botaniker großen Ruf und starb als Professor der Medizin in Tübingen.

Der Lorbeer stammt aus dem Orient und wächst am Mittelmeere wild.

Die Kamamel, welche das Auge durch große Mannigfaltigkeit erfreut, lieferte uns 1559 Kappadozien, und dieselbe wurde früher leidenschaftlich kultiviert. Tunis gab uns die Sammet- oder Winterrose, Amerika die Passiflora, Italien die Levkoje und Karzisse, Java und Ceylon die Tuberrose, Italien die Kellen in ihren verschiedenen Abarten, der Orient die Anemone, welche besonders um Rom, dann auf dem Gebirge nächst Palermo des Wanderers Auge entzückt. Der Geranium oder Storchschnabel kam aus Afrika, die farbenprächtige Aster aus China und Amerika, die Flockenblume aus Persien und der Amarantus, einst eine Zierde unsrer Gärten, aus Ostindien.

Die Amaryllis erhielt im Jahre 1504 Dr. Tozer aus Mexiko, sie kam nach England und von da zu uns und soll den Namen nach der Geliebten Virgils führen, die ebenfalls Amaryllis hieß. Es giebt viele herrliche Arten dieser Pflanzengattung. Die Alpenrose Rhododendron kommt aus Ostindien, besonders vom Himalayagebirge.

Krokus brachte uns ein Pilgrim aus dem Morgenlande mit. Vom Mittelmeer wanderten zu uns herüber Rosmarin, Nachviole, Goldregen, Oleander, Lavendel, Karzisse, Krokus u. v.

Selbst unsre wildwachsenden Blumen, Klattschroten, Kornrade, Lichtnelke und Kornblumen, die im Roggenfeld ihr munteres Wesen treiben, sind keine deutschen Kinder, sondern Fremdlinge, aus weiter Ferne zu uns herübergewandert, aus dem Morgenlande, wahrscheinlich aus dem armenischen Hochlande.

Dies ist nur ein geringer Bruchteil jener Blumen, die zum größten Teil schon vor grauer Vorzeit zu uns herübergekommen sind und das Auge unsrer ältesten Vorfahren ebenso erfreut haben, wie uns spätere Enkel noch heutigen Tags.

(„Aöluische Volkszeitung“.)

Kleines Feuilleton.

bl. Die Katzen. Breit und langgestreckt zog sich der große Garten hinter dem Siedehause hin. Mit seinen grünen Rasenplätzen, seinen dichten Büschen und alten Bäumen bot er ein stilles, friedliches Bild. Vor dem Seitensüßgel, der sich tief in den Garten hineinschob, stand eine Diakonissin und klopfte Betten, sonst rings kein Laut. Plötzlich öffnete sich ein Fenster im Parterregeschoss, eine alte Frau beugte sich heraus und spähte mit forschenden Blicken ins Grüne.

„Sie sind noch nicht da!“ sagte der alte Mann, der ihrem Fenster gegenüber in einer Art Laube saß und bisher stumpfsinnig vor sich hingeblickt hatte. „Ich habe auch schon aufgepaßt, Schuberten, aber sie sind noch nicht da.“

„Wenn sie nur überhaupt wiederkommen!“ Es lag fast etwas wie Angst in der Stimme der Frau; schwer fiel ihr Kopf in den Rollstuhl zurück.

„Ach was wer'n se denn nich wiederkommen — woll kommen se wieder.“

Der Alte nickte. „Dis Viehzeng — dis kommt immer wieder.“ Er gefiel sich darin, die Worte zu wiederholen.

„Ich habe ihnen auch Milch aufgehoben. Gestern ist die Graue sogar aus dem Fensterbreit gekommen, die Graue ist überhaupt die Zutraulichste, sie nimmt mir die Broden schon aus der Hand.“

„Ja ja, die Graue — die Graue, ja, ja —“ der Alte stocherte mit der Krücke im Sand.

„Der Peter ist aber spieleriger.“ Die Frau lachte. „wie er gestern nach dem Wollmäuel griff — das war drollig. Ist es nicht nett, daß wir jetzt die Katzen haben?“

„Ja is nett — is seche nett —“

Die Frau beugte sich weiter vor und spähte unter die Bänke — dann wandte sie sich wieder zu dem Alten: „Wissen Sie, Vater Mählheim, mir ist das gerade, als hätte mein Leben damit wieder einen Zweck bekommen. Nun sitz ich hier Tag für Tag an demselben Fenster und starre immer in denselben Garten, weggehen kann ich nicht mehr — und was Verwandtes, das mich mal besuchen könnte, habe ich nicht. Jetzt kann ich mich doch wieder alle Tage auf was freuen. Und ich freue mich auf die Katzen. Ja auf — ein paar Katzen.“ Sie sagte es mit lachendem Mund, aber es zitterte wie verhaltenes Weinen in ihrer Stimme. Ein Jucken lief über ihr weißes Gesicht: „Wo sie heut mir bleiben. Bieleidat hat ihr Herr sie eingesperrt.“

Der Mann hob statt aller Antwort die Krücke und wies auf den Zaun, der den Garten gegen das Nachbargrundstück abschloß: „Da sind sel! Da sind sel!“ Ueber die Bretter kletterten zwei große Katzen.

Die alte Frau jubelte auf: „Mieze! Mieze, — na komm doch mal her, mein Miezechen!“

Die Katzen schienen ihre Stimme schon zu kennen. Befaglich schnurrend kamen sie auf das Fenster zu. Die graue sprang hinauf und rieb sich schmeichelnd an der Schulter ihrer alten Freundin. Der schwarze Vater blieb unten stehen und mauzte in verlangenden Tönen nach oben.

Während die Katzen auf dem Fensterbrett sitzend ein Tellerchen Milch ausschabberten, hielt die Frau einen Faden mit einem Stückchen Wurst nach unten: „Na, greif, Peter, greif zu!“ Der Vater richtete sich auf und haschte mit den Pfoten nach dem Lederbissen, im Moment, wo er ihn fast ergriffen hatte, schnellte der Faden nach oben. Die alte Frau lachte herzlich: „Fehlgegriffen, mein Söhnchen, siehst Du, fehlgegriffen! Na, komm, hopp!“

Der Vater machte einen Versuch zu springen, aber im selben Moment flog ein Stein gegen die Mauer. Mit einem Schmerzenslaut wich das Tier zur Seite und flüchtete in wilden Sätzen nach dem Zaun zurück, die Katzen raste ihm nach.

Mitten in den sonnenbestrahlten Kieswegen stand die dunkle Gestalt einer barmherzigen Schwester. Mit zornig geröteten Wangen kam sie näher: „Aber was ist das für eine neue Mode, Frau Schubert? Katzen hier an das Haus zu gewöhnen, uierhört! Fremde Katzen!“

„Ich habe ihnen nur ein bißchen Milch gegeben, Schwester Valeria!“

„Ach, was Milch! Was haben Sie fremden Katzen Milch zu geben, trinken Sie Ihre Milch allein.“ Die Stimme der Diakonissin war scharf und kalt.

„Aber es macht mir Freude!“ Die Kranke richtete sich auf, auch ihre Augen begannen zu funkeln. „Was hab ich denn überhaupt noch vom Leben? Und nun soll mir nicht mal die Freude gegönnt werden, nicht mal diese letzte kleine Freude?“

„Ach, wenn Sie keine andre Freude haben, können Sie mir leid thun“ — die barmherzige Schwester warf den Kopf zurück — „aber das sage ich Ihnen, die Katzen kommen nicht hierher, und wenn Sie sie wieder anlocken, lasse ich sie erschießen, vor Ihren Augen lasse ich sie vom Gärtner erschießen!“ Ohne die Kranke noch eines Blicks zu würdigen, ging sie auf das Haus zu. Aus dem Thorwege waren, von den lauten Stimmen angeleckt, die andern Schwestern getreten und steckten die Köpfe zusammen.

Die Kranke warf ihnen einen empörten Blick nach: „Die Katzen erschießen, meine Mieze erschießen! . . . Meine Lieblinge! . . . Meine Katzen!“

Der Mann in der Laube lachte laut auf und schlug mit dem Krückstock in die Blätter hinein: „Lassen Sie se doch erschießen, Schuberten, lassen Sie se man dottschießen. Sind auch zu velle Katzen in's Haus. Häähähäh, vill zu velle Katzen!“

— Der Meeresboden. Der englische Gelehrte John Murray hielt über die Gestaltung des Meeresbodens in der britischen Gesellschaft zu Dover kürzlich einen Vortrag. Die Wochenschrift „Mother Earth“ bringt davon folgenden Auszug: Der Meeresboden ist nur bis zu der Tiefe von 200 Metern gut bekannt, von allen größeren Tiefen besitzen wir nur eine ganz allgemeine und unsichere Kenntnis, aber mehr als die Hälfte des gesamten Meeresbodens befindet sich über 4000 Meter tief unter der Meeresoberfläche. An

drei Stellen sinkt der Boden tiefer als 10 000 Meter unter den Spiegel, nämlich in der sogenannten Adirichtiefe, östlich von den Grundschafsiseln im großen Ocean. Diese Stellen befinden sich also noch bedeutend tiefer unter der Meeresoberfläche, als der höchste Berg der Erde, der Gaurjanka im Himalaja sich über sie erhebt; seine Höhe beträgt nämlich 8840 Meter.

Zu der Tiefe von 200 Meter und darüber herrscht das ganze Jahr hindurch die gleiche Wärme, wohl 92 Proz. des gesanten Meeresbodens besitzen eine Temperatur von weniger als 4,4° C., von der Meeresoberfläche dagegen besitzen nur 16 Proz. eine solche geringe Wärme.

In den großen Tiefen ist es vollständig finster, 93 Proz. des Meeresbodens sind daher ohne jedes Pflanzenleben, das Tierleben ist trotzdem ein sehr reiches, die Tiere nähren sich nämlich von dem Schlamm und den feinen zur Tiefe hinabsinkenden Resten ehemaliger Lebewesen; und zwar sind etwa 2/3 des gesanten Meeresbodens durch den Davon und Zweren gegangen. Den mit Fang- und Weisamen ausgestatteten fleischfressenden Tieren dienen dann diese Schlammfresser zur Nahrung.

Am die Festlandmassen hermit, innerhalb der 200 Meter-Linie bilden Sand und Kies den Meeresboden, jenseits dieser Linie, wo der Boden steiler abzufallen pflegt, liegt an den Abhängen ein blauer, grüner und roter Schlamm oder Moder, oft vermengt mit vulkanischem Sande und Ton und mit Korallenresten.

Diese beiden letztgenannten Bodenarten herrschen in den flachen Gewässern um die Inseln des hohen Meeres vor. Mit zunehmender Tiefe treten an die Stelle der vom Festlande herstammenden Bodenarten pelagische Ablagerungen, d. h. solche, die aus dem hohen Meere hinabsinken. Das Lot des Tiefseeforschers vermag nur in die obersten Schichten dieser Bildungen einzudringen, selten nur bringt es Proben von Ablagerungen hinauf, die 15–20 Meter unter dem Meeresboden liegen. Meist liegt oben ein roter Thon und darunter ein Schlamm, der wie weiße Kreide ganz aus Schalen von Globigerinen, ganz niedrig stehenden beschalten Seetierchen zusammengesetzt ist, zuweilen liegt auch dieser Globigerinenschlamm über dem roten Thon. Die vom Festlande herstammenden Ablagerungen des flacheren Meeres unterscheiden sich von den pelagischen Bodenarten der großen Tiefen bedeutend durch ihre Gemische und mineralogische Zusammensetzung.

Musik.

Als im vorigen Jahr Johann Strauß der Ältere starb, wurden Erinnerungen an drei Menschenaltern wach: an den Stammvater der Familie, Johann I., der 1825 als Fortbildner der Walzerkunst Lamers auftrat; an seine drei Söhne Joseph, den gleich seinem Vater verhältnismäßig früh Verstorbenen, den manche ganz besonders hoch schätzten, dann Johann II., den bis in sein siebziger Alter rüstigen Künstler der Tanzmusik und der tanzartigen Operettenmusik, endlich Eduard, den regelmäßig wiederkehrenden Führer der vom Vater begründeten und von Johann II. durch zwei Jahrzehnte auf weiten Kunstreisen geleiteten Kapelle. Nun ist seit einiger Zeit inmitten des öfter erwähnten Auf- und Abwagens der Hoffnungen auf eine Weiterentwicklung der Wiener Operette auch des einen der Söhne von Eduard als eines der Träger solcher Hoffnungen gedacht worden. Und nun ist dieser junge Johann Strauß III. lebhaftig mit einer eigenen Kapelle bei uns in Berlin eingezogen.

Zwar allzuarg ist es mit dieser Jugend auch nicht bestellt, und wir müssen bei Zeiten auf einen Johann IV. gefaßt sein, der vielleicht weniger Pietät gegen den Familiengeist und mehr Selbstständigkeit, mehr Ahnung kommender Dinge besitzen wird. Vorläufig interessierte mich im Konzert mein theoretisch und redseliger Nachbar, ein alter braver Wiener, der den größten Teil der Straußschen Dynastiegeschichte miterlebt hat. Er erzählte mir — kontrollieren kann ich's nicht — von dem die Wiener Stadt lebhaft anregenden Leichenbegängnis jenes Joseph Strauß Amto 1870, und wie da auch Bruder Eduard im Zuge zu sehen war, sein Söhnchen an der Hand, und mit großen Schritten das trippelnde Kind mitziehend. Dann vergingen die Jahre, Eduards Söhne besuchten in Wien das Scholengymnasium, und da sah man denn häufig oder täglich den „schönen Ebi“ mittags im Schwetzhof auf seine Jungen wartend, um sie unberührt von den schlümmen Conubien fein säuberlich abzuholen. „Hätte er sie doch sich und ihren Kameraden überlassen“ — räsonnierte mein Nachbar — „wir hätten heute bereits wieder eine neue selbständige Walzer- und Operettenmusik. Passen Sie auf: jetzt kommt der Schilbannen-Walzer, eine eigene Komposition Johans III., hören Sie da was eigenes? Sehen Sie da nicht die dynastische Zucht vom großen Schritt und vom Scholenshof leibhaftig vor sich?“

So ganz einleuchtend war mir das noch nicht. Genug, daß die neue Komposition — und jüngst Johann hat noch manches andre auf dem Programm — eine echt Straußsche Melodie zeigte, plastisch und grazios, und (soweit man da urteilen kann) von ammtigerem Schwung als die Kompositionen Vater Eduards. Der Sohn, im äußern Auftreten der eadte elegante, in weiten Bewegungen ausgreifende Wiener, zeigt im Dirigieren nichts von Pultvirtuosität und Pultgigerküm. Daran hindert ihn wohl schon die Neuheit seines Unternehmens. Das Orchester (41 Mann) hat die bekannte Zusammenfassung des „großen“, „klassischen“ Orchesters, mit einer stärkeren Besetzung der

Ähnheit und einer schwächeren der mittlern Geigenstimmen, wie es ja für eine Tanzmusik mit viel Melodie, viel Schrumm-Schrumm und wenig harmonischer Fällung paßt. Es ist anscheinend aus tüchtigen Spielern gebildet, paßt aber doch noch nicht in letzter Vollendung, und der Dirigent hat und pflegt gewissenhaft aufzupassen, so daß die Selbstverständlichkeit, mit der seine Vorfahren, die Geige in der Hand, die Sache wie von selbst laufen lassen konnten, noch nicht da ist. Und Stücke wie Johans II. „Wiener Blut“ und „An der schönen blauen Donau“ verlangen viel, sehr viel; wir kennen sie ja auch in der Wiedergabe durch einen Michard Strauß. Daß zahlreiche Zugaben dem im übrigen wohlbekannten Programm eingefügt werden, und daß die Kapelle an ihrem Konzertmeister Zeiler auch einen guten Sologeiger hat, sei noch zur Vollständigkeit erwähnt. Daß jener Sclivianenwalzer außer der erwähnten gehaltvollen Melodie weder in der Form, noch in der Harmonisierung noch in der Instrumentation etwas Besonderes aufweist, ist freilich noch nicht genug, um die gesamte Erscheinung des neuen Walzermärchenprinzgen abschließend zu beurteilen; gut eingeführt ist er jedenfalls. — sz.

Humoristisches.

— Mißtrauisch. Ausschreier: „Meine Herrschaften, kommen Sie herein! Was Sie hier sehen, ist noch nie dagewesen!“

— Bauer (pfliffig): „Hall', Alte, da geh'n wir net 'nein — das könnt' heut' auch net da sein!“

— Schlagfertig. Ein Schusterjunge schwingt sich rückwärts auf eine Droschle. „Hör' Du“, warnt ihn der Insasse, „da mußt Du auch mitbezahlen!“

— „Bitte“, meint der Junge, nach einer Weile abspringend, „schicken Sie mir nur die Rechnung!“

— Aus einer landwirtschaftlichen Rede. ... Meine Herren, der Aussäbinger ist das Bespennest, in dem des Pudels Kern liegt!“

Notizen.

— Von der Direktion des Lessing-Theaters ist an Stelle des ausgeschiedenen Ober-Regisseurs Steiner der ehemalige Direktor des Breslauer Lobe-Theaters Witte-Wild engagiert worden.

— „Johannisfeuer“, Eudermanns neues Schauspiel, wird am 30. September d. J. im Lessing-Theater zum erstenmal in Scene gehen.

— Der Pachtvertrag des Schiller-Theaters ist bis zum August 1908 verlängert worden.

— Das Luisen-Theater wird im März 1901 abgebrochen und an seiner Stelle ein großes, ca. 2000 Sitzplätze umfassendes Theater erbaut werden.

— Das Berliner Schauspielhaus bringt vor Ablauf der Saison noch ein neues Bühnenwerk zur Aufführung: „Die Fremdlinge“ von Max Böhld, dem Verfasser eines bereits früher bekannt gewordenen Schauspiels „Die Einsige“.

— Generalintendant v. Rexall in München hat ein Gesuch um Enthebung von der Leitung der Akademie der Tonkunst eingereicht; dieser Schritt soll mit der Kapellmeisterkrisis zusammenhängen.

t. Die Goldene Medaille der Linnschen Gesellschaft in London, die abwechselnd an einen Zoologen und einen Botaniker verliehen wird, ist in diesem Jahre dem Professor Alfred Newton, einem Ornithologen ersten Ranges, überreicht worden.

— Die Sonnenfinsternis. Dem „Hamb. Korresp.“ wird aus Oporto internu 28. d. M. telegraphisch gemeldet: Die totale Sonnenfinsternis hat sich heute nachmittag bei schönem Wetter vollzogen, es war ein großartiger, unvergeßlicher Anblick. Der von den Astronomen vermutete Stern zwischen Merkur und Sonne war deutlich sichtbar.

— Fortschritte am Simplontunnel. Ende April betrug die Länge des Simplontunnels auf der Nordseite 2935 Meter, auf der Südseite 2137 Meter, die Gesamtlänge mithin etwas über fünf Kilometer. Während des Monats April drang man auf der Nordseite 165, auf der Südseite 145 Meter vor, täglich also durchschnittlich 5,5 und 4,8 Meter.

— Ein madagassisches Liebeslied wird in Paris in der Ausstellung der Kolonie Madagaskar täglich von einem Originalorchester gespielt. Es lautet in deutscher Uebersetzung etwa

Um ihre Liebe fleh'n alle, die sie seh'n,
Doch sie steht einen nur, und das bin ich!
Man sagt ihr fort und fort
Manch' zärtlich-Schmeichelwort,
Doch sie hört einen nur, und das bin ich!
Ein jeder stählerlich
Sagt ihr: „Ich liebe Dich!“
Doch sie liebt einen nur, und das bin ich!

Drei Musiker singen und pfeifen dieses Lied und spielen es auf dem „valia“-Instrument, das ist eine Art Harfe mit 19 Saiten, teils Bambusrohr, teils Metallsaiten. Die Töne sind nicht unangenehm. Der Gesang ist zweistimmig mit regelrechten Terzen. Ein Sanger pfeift zuletzt mit großer Virtuosität den Wiederholungsvers. Das Ganze klingt wie eine italienische Barcarole.